

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Anthony McCarten

funny girl

Roman

*Aus dem Englischen von
Manfred Allié und
Gabriele Kempf-Allié*

Diogenes

Originaltitel: ›funny girl‹
Copyright © by Anthony McCarten
Umschlagillustration von René Gruau
Copyright © René Gruau /
www.renegruau.com

Für Eva

Alle Rechte vorbehalten
All rights reserved
Copyright © Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
200/14/44/1
ISBN 978 3 257 06892 4

An der nächsten Abzweigung trennten sie sich; Banu ging nach links, in eine Geschäftsstraße voller Frauen im Hidschab und Männern im weißen Kaftan mit Kappen auf dem Kopf unterwegs zur Moschee in der Wightman Road, in ihrem ganz eigenen Tempo; Azime hingegen wandte sich nach rechts und ging hinter sechs jungen britischen Frauen her, sechs identischen Teenagern, alle mit fast nichts an, unterwegs zum Alkoholrausch in einem der Nachtclubs in der City, zu dessen fernem, noch unhörbarem Puls die auf hohen Absätzen vorwärtsstakenden, kaugummikauenden Mädchen sich schon im Discobeat wiegten. ›Wie anders als diese Mädchen ich bin!‹, dachte Azime, von der Parfümwolke umweht, die die Mädchen hinter sich herzogen. ›Fast schon eine andere Spezies. Schaut mich an, eine zwanzigjährige Jungfrau, unberührt, ungeküsst! Während die da vor mir – klemm ihnen die Eileiter ab, und sie würden immer noch schwanger von Jungs, von denen sie nicht mal den Nachnamen kennen.‹

Zwölf Minuten später kam Azime zu Hause an, in einer ruhigeren Sackgasse mit der Bahnstrecke am Ende, und sah gerade noch, wie ihr Vater Aristot ihre kleine Schwester Döndü aus dem Wagen der Familie zerrte und vor sich her zur Haustür scheuchte. Dort stand bereits ihr Bruder Zeki, wie ein Gefängniswärter, der einen wieder eingefangenen entflohenen Sträfling in Empfang nimmt, und begrüßte seine kleine Schwester mit einer Extraohrfeige.

Im Wohnzimmer wollte Azime ihrer Schwester zu Hilfe

kommen, doch ihre Mutter Sabite fiel ihr ins Wort. Sie und Döndü könnten unter einer Brücke in Hackney schlafen, sagte sie, wenn sie sich nicht endlich zu benehmen lernten. Sabite hatte hohen Blutdruck, und wenn sie sagte, ihre Familie bringe sie noch um, meinte sie das wörtlich.

»Was habe *ich* denn getan?«, fragte Azime entrüstet.

»Genug!«, keifte Sabite und hielt sich beide Ohren zu, als brüllte jemand anderes und nicht sie selbst. »Sie sind besessen! Aristot! Alle beide! *Cinli!* Ein Fluch! Ein Fluch, mit dem jemand sie belegt hat. Vielleicht der schmutzige alte Mann, der auf den Stufen vor der Moschee sitzt.«

Döndü hatte mit ihren acht Jahren soeben ein Verbrechen begangen: Sie hatte mit der Schulklasse eine christliche Kathedrale besucht.

»Schluss jetzt mit den Flüchen!« Aristot hielt sich nun seinerseits die Ohren zu, und das aus einem besseren Grund als die Frau, mit der er seit fünfundzwanzig Jahren verheiratet war. Dann zog er sich ins Fernsehzimmer zurück und rief ein wenig spöttisch: »Frieden jetzt hier im Haus! *Aramî!* Ich will das scheiß Fernsehen sehen. *Aramî!*«

»Aber wir sind hier in einem christlichen Land«, protestierte Azime, obwohl sie wusste, dass sie mit diesem Einwand in diesem Haus so viel erreichte wie mit einem Schreiben an den Buckingham-Palast. »Und es war ein Schulausflug. Zu einer langweiligen alten Kathedrale.«

»Es ist *kein* christliches Land«, stellte Sabite klar.

»Natürlich ist es das«, widersprach Azime.

»Ist es nicht!«

»Was denn dann?«

»Es ist *keins!*«

»Es heißt *Church of England*.«

»Hat etwa Jesus Christus die Kirche von England begründet? Nein. Nein, nein, nein. Das war Heinrich der Wievielte. Ein Mann mit – *Schlafzimmerkrankheiten!*«

»Ich hasse dieses Haus!«, heulte Döndü.

»Fünf Tage!« Sabite wies zur Decke, in die Richtung, in der sich das Zimmer der Kleinen befand.

»Nein!«

»Dann eben sechs!«

Mit ihren zwanzig Jahren wohnte Azime noch immer bei ihren Eltern, die zwar aus der Türkei stammten, sich aber für waschechte Briten hielten. Der spärliche Lohn, den Azime für ihre Arbeit im väterlichen Möbelladen erhielt, erlaubte es ihr nicht, auszuziehen und vor der Heirat ein eigenes Leben anzufangen. Außerdem zog man, so eng wie die kurdischen Familien zusammenhielten, auch niemals richtig aus. Azime saß in diesem kleinen Winkel von London fest, und der Klammergriff von Familie und Gemeinschaft war zu stark, zu elastisch, zu selbstverständlich, zu umfassend, zu vielschichtig, zu verlockend. Einmal die Tochter von Aristot und Sabite Gevaş, immer die Tochter. Einmal eine Kurdin aus Green Lanes, immer eine ...

Die Familie Gevaş.

Sabite: klein, abergläubisch, traditionsverbunden, furchteinflößend, misstrauisch gegenüber Humor, Lieblingssatz »Fünf Tage!«, begleitet von einer Bewegung ihres rechten Zeigefingers in Richtung des Zimmers, in dem das betreffende Kind diese Verbannungszeit verbringen würde.

Azimes Vater Aristot: groß, rundlich, Stirnglatze, stolz, geizig, ein Mann, der gern einmal lachte, aber genauso zu mit-

telalterlichen Gedanken und zu Taten, die sich jeder Vernunft entzogen, fähig war wie seine Frau. Seine Lieblingsausdrücke: »widerlich« und »Blödes Arschloch«, beide gern gebraucht, der Erstere für die Sucht seiner Frau nach Schokolade, der Zweite für seine Kinder. (In puncto Schokolade war er allerdings nicht unnachgiebig, und es verging keine Woche, in der Sabite nicht eine Kommodenschublade aufzog und ein kleines süßes Geschenk für sich fand.)

Die Ehe von Sabite und Aristot war eine arrangierte Ehe und widerlegte das Vorurteil, dass solche Verbindungen zwangsläufig eine Katastrophe sein mussten.

Der Nächste in der Reihe, nach Azime, war Zeki: sechzehn, groß, dürr, launisch, unglücklich, aber nicht ungeliebt. Verstand sich als Gehilfe seines Vaters und als dessen rechte Hand (wenn auch niemals als solche gebraucht) und fand nichts dabei, die eigene rechte Hand gegen seine Schwestern zu erheben.

Und dann war da noch Döndü, die Jüngste, schelmisch, unberechenbar, acht Jahre alt, starrköpfig, und der Name (der so viel bedeutete wie »eisig«) passte genau. Jeden Tag riskierte sie neu den elterlichen Zorn, um zu beweisen, dass sie »unabhängig« war, was oft genug bedeutete, dass es ihr Zimmer war, auf das der mütterliche Zeigefinger deutete, wenn es »Fünf Tage!« hieß. Aber so lange noch keine unmittelbaren Entscheidungen anstanden – eines Tages gedachte sie Hirnchirurgin, Patentanwältin und Topmodel zu werden –, arbeitete sie erst einmal an einer Liste der Dinge, die sie auf gar keinen Fall werden wollte, wenn sie erwachsen war, und dazu gehörten Hausfrau, junge Mutter und verarmte, unterwürfige Sklavin.

Das war die Familie Gevaş, und in einer seltenen Geste der Assimilation, weil die Kinder in England geboren waren und auf englische Schulen gingen, war Englisch nach und nach zur Umgangssprache im Haushalt geworden – selbst für Sabite, die am wenigsten Kontakt mit der umgebenden Kultur hatte.

»Sechs Tage? Das ist *so* was von unfair!«, schrie Döndü und stürmte aus dem Zimmer.

»Dann eben drei Wochen, wenn du nicht *na rawa!* Auf dein Zimmer! Nirgendwohin außer in die Schule, sechs Tage lang!«

Im Wohnzimmer nahm Aristot die Spitzendecke ab, die den an die Wand montierten Flachbildfernseher verhüllte. (Es gab kaum eine Fläche im Haus, die nicht mit einer Spitzendecke verhüllt war.) Sabite breitete stets dieses Tuch über das Gerät, manchmal sogar, wenn es eingeschaltet war, sah sich das Programm durch dieses Muster an und fand es angenehm, wie das Bild dadurch weicher wurde. Nach eigener Aussage tat sie das, weil ihr die Auswirkungen des Fernsehens auf das Familienleben zuwider waren, und mehr als alles andere verabscheute sie jene sexuell gefärbten Anzüglichkeiten, für die Briten mit ihrer schmutzigen Phantasie eine ganz besondere Vorliebe hatten. Immer ging es um Hintern. Immer Geschlechtsteile. Immer Zoten, die abstoßende glatzköpfige Männer erzählten, oft auch noch als Frauen verkleidet. Immer das Gelächter von Publikum, das man nie sah, weil es gar nicht da war. Lachen als Lüge. Und immer ging es um Sex, Sex, Sex – alles nur Blödsinn.

Aristot hingegen hatte überhaupt nichts gegen britischen Humor. Im Gegenteil, er genoss ihn, und wenn er sich abends

vor den Fernseher setzte und Entspannung meist bitter nötig hatte, dann zappte er sich durch die Kanäle, bis er genau den Blödsinn fand, den seine Frau so verabscheute. An diesem Abend setzte sich Azime neben ihn auf die Couch. Sie bemerkte ein Goldfischglas auf dem Bord über dem geliebten Fernseher ihres Vaters – und in dem Glas schwamm in trägen Kreisen ein Fisch.

»Was macht der denn hier?«, fragte sie. »Baba? Der Goldfisch? Wo kommt der her?«

Das Konservengelächter der Comedyshow war sehr laut. Aristot hob die Stimme, aber den Bildschirm ließ er nicht aus den Augen. »Deine Mutter. Sie sagt, ich sehe zu viel fern – ich sollte mir ... sollte mir ein Hobby zulegen. Und das habe ich getan.«

»Einen Goldfisch?«

»Mein neues Hobby. Gerade jetzt sehe ich ihm zu.«

Ihr Vater konnte sehr lustig sein, meist unabsichtlich. »Das Schlimme an Statistiken ist, dass sie zu fünfzig Prozent von Idioten gemacht werden.« Oder: »Solange du nicht klügerer bist als ich, tust du, was ich dir sage!« Oder: »Geh sofort nach oben und zieh dich unverändert an!« Nicht unverzüglich, *unverändert*. Ein wahres Wort, wahrer als Aristot bewusst war. Aristot wollte, dass alles blieb, wie es schon immer gewesen war. Unverändert die Familie, unverändert die Gemeinschaft und die Rollen, die jeder spielte, unverändert die Liebe, die man nur in einem Dorf empfinden konnte, in dem sich nichts veränderte. Ein Leben in seliger gemeinschaftlicher Nostalgie. Alles Neue war eine Bedrohung, wie ein Terrorist mit einer Stange Dynamit. Das Neue nahm nur, es brachte keinen Gewinn. Und jedes blöde Arsch-

loch, das glaubte, es müsse sich mit der Welt von heute verheiraten, würde schon noch merken, dass es in der Welt von morgen Witwer war. An die Worte von Aristot Gevaş werdet ihr noch denken!

Ironisch war nur, dass er, um dem Neuen aus dem Weg zu gehen, das Alte hergegeben – seine Heimat verlassen und sein ganzes Leben geändert hatte. In London, fernab von Krieg und Krankheit, von ethnischen Säuberungen, erdrückender Armut, von all diesen gewalttätigen Veränderern, war es weitaus leichter, die alten Sitten zu bewahren. Das hatte er inzwischen begriffen: Manchmal musste man fast alles ändern, wenn man derselbe bleiben wollte.

Jetzt saß Azime neben ihrem Vater auf dem Sofa und sah ihm zu, wie er fernsah, wie er gehorsam mitlachte, wenn die Sendung Lachkonserven einspielte, und sein schwerer Kopf auf dem dicken Hals wackelte dazu; wie auf Kommando grölte er zu jeder Albernheit, die das Fernsehen brachte. Je hanebüchener die Gags, desto lauter sein Gelächter, und bald konnte auch Azime sich nicht mehr beherrschen und musste mitlachen; Vater und Tochter fanden alles dermaßen komisch, dass Sabite in der Küche anfang, Topfdeckel aneinanderzuschlagen, protestierende Beckenschläge, die ihnen zu verstehen gaben, dass sie mit ihren Nerven am Ende war. Aber nichts, was Sabite tat, konnte verhindern, dass ihr Mann und ihre Tochter es zum Schreien komisch fanden, dass der bescheuerte Besitzer eines bescheuerten Hotels in einem englischen Seebadeort von seiner Frau im Schrank eines Zimmers entdeckt (und für einen Perversling gehalten) wurde, das ein gewisser junger Herr gemietet hatte, wo doch der Hotelier nur hatte beweisen wollen, dass dieser Herr

entgegen den Regeln des Hauses eine Dame aufs Zimmer geschmuggelt hatte – Gäste waren nur erlaubt, wenn für sie extra gezahlt wurde, und das war nicht der Fall. Der Sketch hatte alles, was man für eine komische Szene brauchte: ein Missverständnis, eine peinliche Situation, etwas befreiend Absurdes und einen Ruch von unerlaubtem Geschlechtsverkehr.

»Ha! ha! ha! ha!«, donnerte Aristot. »Schau dir den Blödmann an! Schau dir das an! Ein totaler Blödmann, der Mann! So ein dummes Arschloch!«

»Ha! ha! ha!«, lachte auch Azime, als der Vater mit dem Finger auf den Fernsehschirm zeigte, auf ein Geschehen, das Millionen von Meilen vom Leben der Familie Gevaş aus Green Lanes entfernt war.

Während all dessen rüttelte oben in ihrem Zimmer eine in Tränen aufgelöste Döndü an der Tür, die Zeki von außen abgeschlossen hatte. Alle Kinderzimmer hatten Türen, die man nur von außen abschließen konnte.

»Ich hasse dieses Leben! Ich hasse dieses Haus!«, brüllte Döndü die teilnahmslosen Wände an. »Ich hasse, hasse, hasse es!« Und sie wünschte sich, dass sie sich in ein Insekt verwandelte, das aus dem Fenster krabbeln und für immer in der Nacht verschwinden könnte.

Im Zimmer nebenan kümmerte sich Zeki nicht um die Schreie seiner eingesperrten kleinen Schwester, sondern perfektionierte mit Hilfe eines Boxspiels auf seiner Wii-Konsole und eines alten Fernsehers seinen Aufwärtshaken, seinen Roundhouse-Kick, den Jab links und den Cross rechts – *pschh! waaah! boooo! wummm!* –, ein Schattenboxer mit Controllern in beiden Fäusten, sprang und duckte sich Zeki

in der Realität. Er tänzelte, wechselte die Schlaghand, wich mit seinem Avatar den Attacken des anderen aus, schlug die Gegner einen nach dem anderen k.o., todsichere Treffer auf Kopf und Körper, und stieg Schlag für Schlag höher in der imaginären Liste der Anwärter auf den Mittelgewichtstitel.

In der Küche machte Sabite derweil das Essen. Von Zeit zu Zeit hielt sie im Hacken und Rühren und Stampfen inne, griff sich zwei Topfdeckel und schlug sie wie ein Orchestermusiker zusammen, und dazu rief sie mit lauter Stimme: »Immer nur lachen, immer vergnügt! Es wird zu viel gelacht in diesem Haus!«

An ihrem Schreibtisch im väterlichen Möbelgeschäft schrieb Azime auf die Rückseite einer Rechnung (für einen Diwan, zwei Fernsehsessel und eine Ottomane zur sofortigen Auslieferung an ein Rentnerehepaar in Finsbury Park, dessen Kinder ausgeflogen waren und das deswegen jetzt die Chance hatte, Möbel aus anderen als aus praktischen Gründen zu kaufen) einen alten Witz, den sie später zu der Liste hinzufügen würde, die sie insgeheim in einem Ordner auf dem Bürocomputer mit der Bezeichnung »Couchgarnituren« führte: »Harte Arbeit mag sich langfristig auszahlen, aber Faulheit zahlt sich sofort aus.«

In diesem improvisierten Büro, nicht größer als ein Fahrkartenschalter und von den Möbeln selbst und den männlichen Angestellten durch eine Trennwand mit einem kleinen Plexiglasfenster separiert, sollte sie fleißig, fleißig, fleißig sein und freudestrahlend die Rechnungsbücher ihrer Familie führen. Aber wie konnte sie vor Freude strahlen? Fleißig

sein? Tatsächlich fand Azime ihre Arbeit öde, öde, öde. Und so ließ sie jedes Mal ihre Pflichten ruhen und wechselte zu dem Ordner »Couchgarnituren«, wenn ihr eine neue Idee kam, und hier, wo sie die tollen Witze anderer Leute sammelte, trug sie auch ihre eigenen Einfälle und Beobachtungen ein.

Bei Azimes eigenen Einfällen ging es meistens um alltägliche Dinge, Kleinigkeiten zu großen Fragen wie etwa Einkaufen, Schönheitspflege, ihr Gewicht, ihre Freunde, ihre Familie, oder einfach nur, wie es sich anfühlte, wenn man Azime Gevaş war, in diesem Augenblick, eine junge Frau, die für ihren Vater arbeitete, im Hinterzimmer eines hässlichen Möbelladens in Nordlondan an einem langweiligen Tag. Alberne Einfälle meistens, Bekenntnisse, kleine Beobachtungen, Dinge, die sie bedauerte oder die sie ärgerten – Sachen, die vermutlich nie wieder gelesen würden, weder von ihr selbst noch von sonst einer lebenden Seele: ein unsichtbares Logbuch, so nutzlos wie ein Strichcode auf einer Erdnuss, ein uneheliches Kind am Vatertag, eine Fliegentür an einem U-Boot, ein Schweineschnitzel in der Synagoge, Selbstbedienung im Bordell, ein Transvestit bei den Taliban.

Warum machte sie das überhaupt? Wenn ihre Gedanken so wertlos waren, warum hielt sie sie dann fest? Warum machte sie sich die Mühe und tippte den Schwachsinn überhaupt ein?

Insgeheim war sie seit zehn Jahren Comedy-Fan und versteckte in »Couchgarnituren«, neben ihren eigenen Ideen, eine Liste von Links zu bestimmten YouTube-Clips. Diese ultrageheimen Clips waren eine Art persönliche Hall of Fame ihrer Lieblingscomedians mit ihren besten Nummern. Oft

hatte sie sie Döndü vorgeführt, die sie inzwischen auch auswendig kannte, so dass sie den Schwestern als eine Art geheimes Handbuch des Widerstands dienten, ein Ratgeber, wie man als Gevaş-Tochter überleben konnte. Inspiriert von Komikern wie Bill Hicks, Robin Williams, Woody Allen, Eddie Izzard, George Carlin und Eddie Murphy hatte Azime begonnen, eigene lustige Ideen zu sammeln, obwohl ihr klar war, dass sie nie auch nur annähernd so klug, witzig oder radikal sein würde wie diese Giganten, selbst wenn sie bis an ihr Lebensende fleißig Einfälle in den »Couchgarnituren« notierte. Aber eins konnten ihre Einfälle immerhin beweisen: dass Azime Gevaş einen eigenen Kopf hatte, einen hoffentlich interessanten Kopf, der zumindest hin und wieder fähig war, denkwürdige, originelle und manchmal lustige Ideen hervorzubringen, die gut genug waren, *irgendwo* aufgezeichnet zu werden.

Ihr war bewusst, wie gefährlich es war, so einen Ordner auf dem Computer ihres Vaters zu haben, und achtete sorgfältig darauf, jeden Abend die Verlaufsliste ihrer Internetbesuche so sorgfältig zu säubern, wie ihr Vater das polierte Mahagoni seiner kitschigen Möbel.

Azime Gevaş. Gerade zwanzig geworden. Eins siebzig. Fünfzig Kilogramm, etwas weniger als ein sorgfältig zusammgelegtes Familienzelt, etwas mehr als eine Schubkarre mit schmutziger Wäsche. Hübsches Gesicht. Besonderes Kennzeichen: große neugierige, mit Kholstift umrandete Augen, denen nichts entging, Augen, mit denen sie eine Welt betrachtete, die sie nicht ändern konnte. Und über diesen Augen dichte Augenbrauen, schwarz wie Lakritze. Eine Zahnücke, die, anders als bei anderen Teenagern, nicht von

Spangen korrigiert war. Unglücklich zu Hause, unglücklich bei der Arbeit, ruhelos am Tag, ruhelos nachts im Bett, frustriert über ihre Vergangenheit, frustriert beim Gedanken an ihre Zukunft – ein richtungsloses Leben, das nirgendwo hinführte. Angesichts dieser grausamen Symmetrien fragte sie oft Allah, was sie tun sollte. Er antwortete nie.

Möbel, das war ihr Metier. Möbel. Bevorzugter Stil ihres Vater? Azime nannte es Bagdader Barock. Die Art von überreich verzierten Möbeln, die Türken bevorzugten. Traditionelle Formen. Möbel, die nach Azimes Meinung besser aussahen, wenn man die Plastikhülle drumließ. Aber ihr Geschmack entsprach nicht dem der Kundschaft ihres Vaters. Ihr Vater Aristot: der größte Händler für Bagdader Barock in ganz Nordlondon. Seine Kundschaft bestand aus anderen Türken, Kurden, Zyprioten, Arabern aller Art – fast alles Muslime, die Familien, knapp bei Kasse, die aber doch Sessel und Sofas für einen Thronsaal wollten. Sessel, von denen aus man nicht einfach seinen Kindern sagte, was sie zu tun hatten, sondern von denen aus man Dekrete verlas; von denen aus man nicht einfach die Kinder aufforderte, zu Bett zu gehen, sondern Sperrstunden festsetzte; von denen aus man Leuten nicht sagte, sie sollten den Mund halten, sondern Redefreiheit schlicht und einfach zum Verbrechen erklärte und stattdessen Kriegsrecht verhängte. Das waren Wohnzimmermöbel für Mächtigerndespoten. Und die Preise waren niedrig. Aristot verkaufte Möbel, die man sich leisten konnte: Er wusste, dass niemand sehnsüchtiger davon träumte, König zu sein, als ein Sklave.

Und auch wenn *Gevaş'* *Orientalmöbel – einfach spitze!* *Gegründet 1986* all diese Träume zu erfüllen versprach, ging

es der Firma schlecht. Die Träumer, die Lehnstuhlpotentaten, kamen nicht mehr, sie hielten ihre Pennys beisammen. Nicht einmal seinen Mitarbeitern, die in der Mittagspause Backgammon spielten, verriet Aristot, dass er bestenfalls noch ein halbes Jahr vom Konkurs entfernt war.

Nach der Arbeit ging Azime zu Deniz, ihrem einzigen männlichen Freund, einem jungen Mann, der Komiker werden wollte und drei Straßen weiter in der Souterrainwohnung eines viktorianischen Backstein-Mietshauses wohnte. Deniz war Azimes bestgehütetes Geheimnis. Sie fürchtete, dass alle (außer Döndü vielleicht) etwas gegen ihn haben und ihn dafür hassen würden, dass er mit seiner eigenen traditionalistischen Familie gebrochen hatte, weshalb sich ihre Freundschaft im Verborgenen entwickelt hatte. Azimes Eltern und Freundinnen wussten noch nicht einmal, dass es ihn gab. Deniz war großartig. Ein komischer Kauz, aber großartig. Er konnte sie immer aufmuntern, und es waren eigentlich gar nicht mal seine Witze – er kannte nicht viele, und die meisten waren schlecht –, sondern das unglaublich freie, mutige, unbekümmerte, übermütige, vollkommen hemmungslose Leben, das er führte. Sein Leben war das Amüsante an ihm. Wenn man Deniz besuchte, kam man in eine Parallelwelt.

Sie klopfte mehrere Male. Sah, wie sich drinnen kaum merklich die Vorhänge bewegten: Deniz war also da. Die Tür öffnete sich, aber nur so weit wie die kurze Sicherungskette zuließ. Zwei Augen starrten durch den Spalt: »Ich musste mich erst vergewissern, dass du das bist.«

»Was ist los? Warum gehst du nicht an dein Handy?«, fragte sie.

Deniz' Augen huschten nach rechts und links und suchten die Straße ab. »Lange Geschichte. Bist du allein?«

»Wieso gehst du nicht ans Handy?«

»Wieso? Weil ich meinen Tod vortäusche. Komm rein. Schnell!«